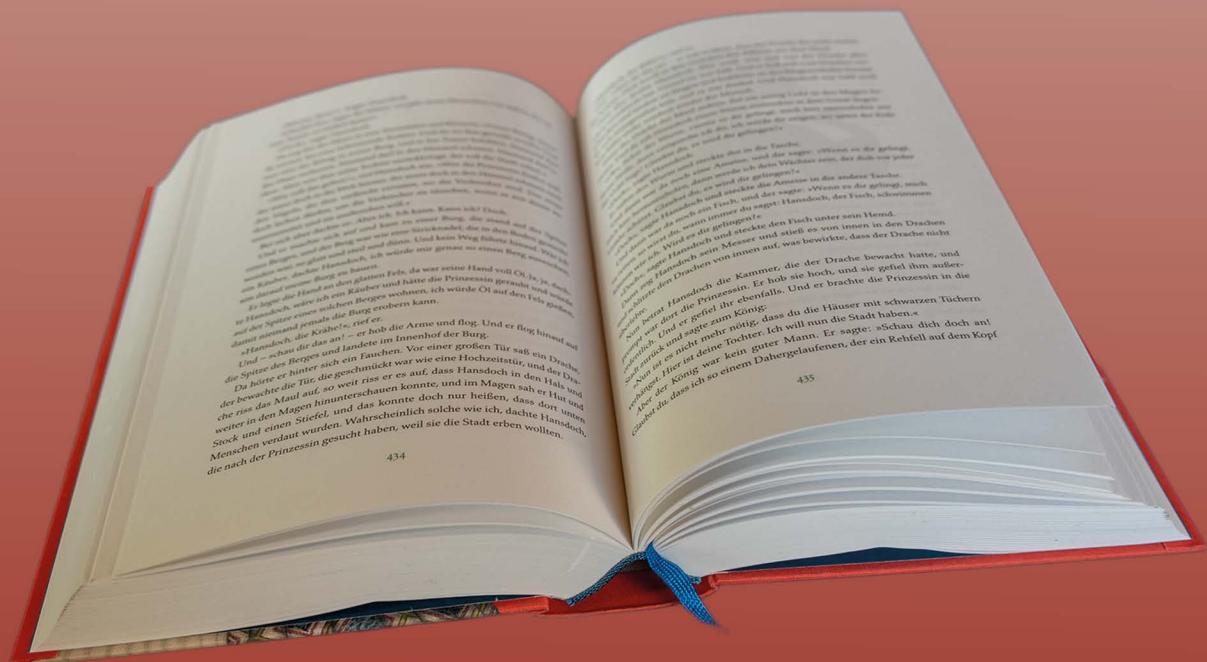
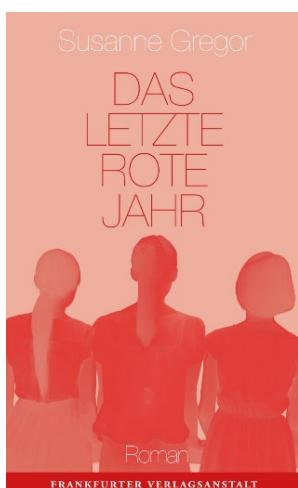


Literaturrunde

Irene Slepcevic



Handouts 2020



Das letzte rote Jahr

Susanne Gregor

* 24. April 1981 in Žilina

Frankfurter Verlagsanstalt, 2019.

223 Seiten



Biografie

1981 in Žilina (Slowakei) geboren, 1990 Umzug nach Oberösterreich. Studium der Germanistik und Publizistik in Salzburg. Unterrichtstätigkeit an der University of New Orleans (Deutsch als Fremdsprache). Seit 2005 in Wien. 2009: Förderpreis des Hohenemser Literaturpreises, 2010: Exil Literaturpreis, 2015: Startstipendium für Literatur des Bundesministeriums für Kunst und Kultur, 2016/2017: Projektstipendium des Bundesministeriums für Kunst und Kultur.

Bücher:

- „Kein eigener Ort“ (Roman, Edition Exil, 2011),
- „Territorien“ (Roman, Literaturverlag Droschl, 2015),
- „Unter Wasser“ (Erzählungen, Literaturverlag Droschl, 2018)
- „Das letzte rote Jahr“ (Roman, Frankfurter Verlagsanstalt, 2019)

Ö1 Buch des Monats

Cornelius Hell Oktober.2019

Frühling, Sommer, Herbst und Winter - die vier Kapitel von Susanne Gregors neuen Roman stehen für die Schwerkraft von Zeit und Natur und suggerieren einen normalen Jahresablauf. Damit stehen sie in scharfem Kontrast zum Inhalt des Buches, denn im "letzten roten Jahr", dem Jahr 1989 in der Stadt Žilina im Nordosten der Slowakei, bleibt kein Stein auf dem anderen, sondern ändert sich alles.

Die seit 1990 in Österreich lebende Autorin stammt aus diesem Žilina, und man merkt ihrem Erzählen an, wie genau sie dort alles kennt - nicht nur Straßen, Plätze und Gebäude, sondern auch die sozialen Strukturen. Dass der Roman nicht einfach autobiografisch zu lesen ist, signalisiert schon die Tatsache, dass Susanne Gregor 1989 acht Jahre alt war, die Ich-Erzählerin des Romans, das Mädchen Miša, ist jedoch 14. Ein interessantes Alter an der Kippe vom Kindsein zum Erwachsenwerden, und so wird denn Mišas privates Leben ebenso schnell und grundlegend auf den Kopf gestellt wie das politische System. Dieses Ineinander verleiht dem Roman Drive und Spannung und macht seine Faszination aus.

Literatur ist Mišas Widerstand

Misa ist Teil eines Mädchen-Trios, zu dem noch Rita und Slavka gehören, die im selben Plattenbau wohnen. Die drei sind anfangs unzertrennlich, doch die rasanten Veränderungen in ihrem Leben bringen sie zunehmend auseinander. Rita schottet sich zunächst immer mehr von ihrer Umgebung ab und wird eine überzeugte Pionierin und Kommunistin, sie verteidigt die Ideale des Sozialismus gegen dessen schlechte Realität. Slavka ist eine fanatische Gymnastin - bis sie sich bei einer Schulveranstaltung den Knöchel bricht und ihre Karrierträume zerplatzen. Misa hingegen ist eine passionierte Leserin, Literatur ist ihr Widerstand gegen die dümmlich-autoritären Eltern und liefert ihr Maßstäbe für das sich verändernde Leben; Christa Wolfs Roman "Der geteilte Himmel" hat es ihr besonders angetan, in diesem Liebes- und Zeitroman findet sie sich wieder.

Rita selbst erlebt ja verwirrt und dann zunehmend fasziniert den Einbruch der ersten Liebe in ihr Leben. Radek, der Mitschüler, der Tscheche aus Prag, holt sie immer öfter von der Schule ab und

wird in allen Wirren zu ihrem engsten Vertrauten. Auch Rita verliebt sich, und zwar ausgerechnet in Mišas schwierigen Bruder Alan, was die Freundschaft der beiden Mädchen zeitweise ziemlich kompliziert macht. Gegen Jahresende sind Alan und Rita in Hamburg, die beiden sind aus den belastenden Familienverhältnissen und der ungewissen politischen Situation in der Tschechoslowakei einfach abgehauen. Slavka hat eine Affäre mit ihrem Geschichtelehrer, dem Genossen Baník, der seine Schüler fasziniert, weil er erstmals im Unterricht alle Fragen zulässt. Slavka ist diejenige, die alles hinter sich lassen kann und sich immer wieder neu erfindet. Der politische Umbruch befreit sie von dem fragilen Status einer Dissidententochter, sie hofft, zu ihrem geflohenen Vater nach Malmö zu ziehen.

1968 hat nicht stattgefunden

Miša selbst übersiedelt am Ende des Romans mit ihrer Familie nach Österreich - ihr Vater, der sich gut angepasst hatte und immer strikt gegen eine Flucht war, verkündet nun, er habe über Bekannte eine Arbeit in Österreich gefunden. Natürlich hat er niemanden in der Familie gefragt, er verkündet einfach: Der Umzug steht bevor. An diesem Vater zeigt sich vielleicht noch deutlicher als an den anderen Romanfiguren die dumpfe gesellschaftliche Rückständigkeit, die das abgeschottete Reservat des Kommunismus produziert hat.

Kinder und Jugendliche haben nichts zu sagen, vierzehnjährige Töchter werden geschlagen, wenn sie nicht "folgen" oder der Vater einfach in Wut gerät. Der Roman zeigt augenscheinlich, was man im ehemaligen Westen oft noch immer nicht begreift: Dass der Kommunismus nicht nur ein politisches System war, sondern auch die Generationenbeziehungen, das Lehrer-Schüler-Verhältnis und vor allem die Geschlechterbeziehungen zutiefst geprägt hat. Verkürzt gesagt und auf eine Formel gebracht: 1968 hat in den kommunistischen Staaten nicht stattgefunden.

Eine Erzählerin von großem Format

Diese detaillierte Geschichte des Politischen im Privaten zeichnet den Roman "Das letzte rote Jahr" aus. Die Perspektive einer Vierzehnjährigen ist dazu hervorragend geeignet - ihr erwachender Blick auf die Erwachsenenwelt, deren Teil sie zunehmend sein möchte, diagnostiziert den Alltag präzise und in vielen Details. Und die politischen Ereignisse des Jahres 1989 sind in Nachrichten und Gesprächen stets präsent, die Konfrontation von Westfernsehen und real existierendem Sozialismus erzeugt eine surreale Welt, die die Absurditäten beider Systeme aufleuchten lässt.

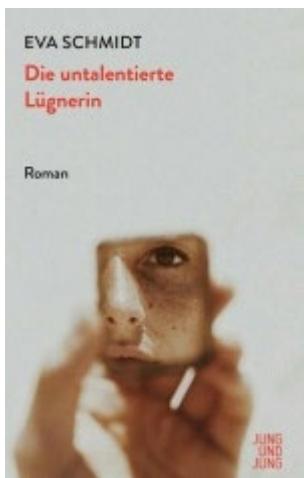
Susanne Gregor ist eine Erzählerin von großem Format, die nicht nur durch historische Kenntnisse und genaues Lokalkolorit besticht, sondern eine psychologisch bis in die letzten Nuancen stimmige Figurenkonstellation zu entwerfen vermag. Vor allem aber verfügt sie über eine Sprache, die noch den banalsten Alltagsszenen einen spezifischen Glanz verleiht. Lange Sätze ziehen sich durch sehr lange Absätze, aber nie wird das Lesen zur Mühe, und das liegt nicht nur an der spannenden Handlung, sondern am Rhythmus der Sprache, die nie in bereitstehende Klischeetöpfe fällt.

Fehlt auf Buchpreislisten

Die wunderbare Komposition des Ganzen enthüllt vor allem der kurze Vorspann, den man nach der Lektüre des gesamten Buches noch einmal lesen muss. Miša sieht Rita im Fernsehen und trifft sie dann in Wien. Und trotz aller Veränderungen ist da wieder die alte spezifische Vertrautheit, die die Erzählerin zurückkatapultiert in ihre Vergangenheit. Aus dieser Perspektive ist der Roman geschrieben.

Mit Susanne Gregor ist der österreichischen Literatur eine Erzählstimme zugewachsen, die aus ihrer Biografie einen spezifischen Stoff einbringt. Das ist deswegen so wichtig, weil die österreichischen Autorinnen und Autoren mit ganz wenigen Ausnahmen die mittelosteuropäischen Länder nie zu Schauplätzen ihrer Romane oder Erzählungen machen. Noch wichtiger ist jedoch, dass diese Autorin über eine Ökonomie des Erzählens und über eine Sprache verfügt, die jeden Stoff, den sie angreift, zu etwas Besonderem machen. Dass sich Susanne Gregors Roman "Das letzte rote Jahr" auf keiner der gerade verkündigten Buchpreislisten findet, lässt einen am Verstand diverser Jurys zweifeln.

<https://oe1.orf.at/artikel/662927/Susanne-Gregor-Das-letzte-rote-Jahr>



Die untalentierte Lügnerin

Eva Schmidt

* 17. Mai 1952 in Lustenau

Verlag Jung und Jung, 2019.

208 Seiten



Ö1 Ex libris

Buch des Monats März.2019

Wozu Literatur imstande ist, zeigt sich am deutlichsten, wenn sie nicht mit exotischen Orten punkt oder mit dem Paukenschlag sensationeller Ereignisse punkten will; wenn sie sich also ganz auf die Sprache konzentriert und auf die Erzähltechnik. "Die untalentierte Lügnerin" ist ein stiller Text, doch schon nach wenigen Sätzen spürt man, dass darunter Abgründe brodeln.

Die in Bregenz lebende Autorin Eva Schmidt debütierte 1986 mit einem vielbeachteten und in Folge preisgekrönten Prosaband, veröffentlichte zwei weitere Bücher ("Reigen" und "Zwischen der Zeit"), ehe sie für beinahe 20 Jahre literarisch verstummte. 2016 gelang ihr mit dem Roman "Ein langes Jahr" ein phänomenales Comeback – das Buch stand auf der Shortlist zum Deutschen Buchpreis 2016.

Musikalische Sätze

Eva Schmidts aktueller Roman "Die untalentierte Lügnerin" handelt von Maren, einer jungen Frau, der wenig im Leben gelingen will. Doch ehe sie angesichts des beruflichen und privaten Scherbenhaufens aufgibt und verzweifelt, findet sie mitunter radikale Wege der Befreiung. Vieles ist an diesem herausragenden Werk zu loben – allein schon die Sprache, die Eva Schmidt für Naturwahrnehmungen findet. Oder die knappen Sätze, in denen sich ganze Beziehungswelten kristallisieren können.

Es liegt an den Sätzen, dass man dieses Buch nie ausgelesen hat, sondern sich immer wieder darin verfängt, sobald man es aufschlägt. Musikalische Sätze, die über Abgründe gespannt sind und manchmal über diese hinausführen. Aus der Katastrophe wird so die Möglichkeit eines anderen Lebens skizziert, ganz ohne Pathos, ohne Sentimentalität.

Verlag Jung und Jung

2019

Eine junge Frau wagt den Aufbruch in ein neues Leben. Sie muss sich dazu von allem trennen, was ihr Halt gibt, auch von den Lügen, die ihre Familie zusammenhalten.

Nominiert für den Deutschen Buchpreis 2019

Nachdem ihr Versuch, Schauspielerin zu werden, gescheitert ist, kehrt Maren zurück an den Ort ihrer Kindheit. Mit ihrer bevormundenden Mutter, einer so egozentrischen wie erfolglosen Künstlerin, und ihrem Stiefvater Robert, einem reichen Unternehmer, der für alle und alles aufkommt, lebt sie in dem luxuriösen Haus am See. Als die Spannungen zwischen Maren und ihrer Mutter zunehmen, bietet ihr Robert die Firmenwohnung an. Dort findet sie bald heraus, dass er offenbar ein Doppel Leben führt, dass er ihre Mutter nie geliebt hat, dass so vieles anders sein könnte in ihrer kleinen Welt, als es schien. Und dass der Zwang zu lügen stärker wird, je mehr sie weiß.

So wie es hinter der stillen Oberfläche ihrer Sätze rumort, so monströs sind die scheinbar alltäglichen Verhältnisse, von denen Eva Schmidt hier erzählt, so berührend wirkt der kühle Ton, den sie anschlägt: ein Psychogramm ohne Psychologie, ein gleichermaßen feinsinniger wie aufregender Roman über den Wunsch nach Nähe und die Sehnsucht nach Grenzüberschreitung.

SWR - Literatur**Ulrich Rüdenauer** Oktober.2019

„Mit neunzehn war Maren zum ersten Mal von zu Hause ausgezogen. Sie war froh gewesen wegzukommen und hatte nicht vorgehabt, jemals wieder zurückzukehren. Vor allem nicht zu ihrer Mutter.“

Maren, der erste Satz des Romans suggeriert es bereits, kommt zurück. Nach einem abgebrochenen Schauspielstudium in München, einem psychisch bedingten Klinikaufenthalt und mit der Aussicht auf eine ziemlich perspektivlose Zukunft landet sie reichlich desillusioniert wieder im wenig trauten Heim bei Mutter Vera und Stiefvater Robert. Man muss vielleicht ein paar Sätze verlieren über diese Konstellation: Der leibliche Vater ist lange verstorben, schlägt sich als Musiker in Wien durch. Er ist vor der exzentrischen Vera geflohen, als Maren klein war. Stiefvater Robert, ein erfolgreicher Unternehmer, hat Maren und ihren Bruder Igor adoptiert. Robert und Vera haben noch ein weiteres Kind bekommen, Ruben. Die Brüder leben inzwischen an anderen, entfernten Orten. Mutter Vera ist Galeristin und versucht sich als Künstlerin; Bilder verkauft sie allerdings nur an Geschäftsfreunde ihres Mannes, was mit der Zeit auf ihr wankelmütiges Gemüt schlägt. Der Ort, an dem die Villa des Paares steht, wird nicht benannt. Man darf aber davon ausgehen, dass es sich um Bregenz handelt, gelegen am Bodensee – die Autorin Eva Schmidt, 1952 geboren, hat dort ihr Zuhause. Es ist eine Kleinstadt, im Hinterland die Berge. Man ist hier eingeschnürt. Aber Maren bleibt. Trotz des komplizierten Verhältnisses zu ihrer Mutter. Sie lernt ein paar Menschen kennen, mit denen sie ihre Einsamkeit teilt. Sie hat eine Affäre mit einer ehemaligen Affäre. Verbringt Zeit mit einem schwulen Schauspieler, der bei einem Unfall zu Tode kommt. Und keine dieser Begegnungen, keines der Ereignisse scheint sie sonderlich zu berühren. Maren geht durch ihren Alltag wie in Trance, und wir lernen sie nur von außen kennen. Ein kühler Erzählerinnenblick, der uns keine psychologischen Einsichten gewährt, dafür eine geradezu monoton scheinende, nüchterne Betrachtung einer Scheiternden, die am liebsten aus sich selbst heraustreten würde.

Es ist ein Ton der Resignation, der das triste Dahinleben, die Teilnahmslosigkeit der Protagonistin, die Einsamkeit und Schwermüdigkeit erfahrbar machen soll. Der eintönige Klang ist allerdings auch ermattend. Die aus einer Seelenmüdigkeit heraus sprechende Prosa dehnt den Alltag endlos und schwerfällig aus – genau so muss Maren ihn empfinden. Eine einlullende Sprache, die einen zunächst von den Fallstricken dieser Geschichte ablenkt. Die ermüdende Beschreibungspedanterie erinnert an zähe Szenen in frühen Filmen von Wim Wenders oder Jim Jarmusch, in denen nichts passiert, die auch nicht zur Spannungserzeugung da sind, sondern einfach zur Deskription einer stupenden Gleichförmigkeit. Das macht Eva Schmidt so gut, sie setzt ihre kurzen Sätze mit solch hartnäckiger, einschläfernder Bedächtigkeit hintereinander, dass es schon enervierend ist.

Natürlich hat das Methode, natürlich steckt dahinter eine Strategie, und irgendwann schließlich stößt man auf die Risse und Krater, die zwischen diesen kurzen, naiv wirkenden Sätzen lauern. Und plötzlich ist die Harmlosigkeit nicht mehr gar so harmlos. Und was bei der Lektüre zunächst wie Unbedarftheit wirkt, entfaltet schließlich eine schier gespenstische Atmosphäre. Die Irritationen kommen erst nach und nach zu Bewusstsein, als würden sie die gewaltigen Schatten mickriger Sätze sein. So gibt es die undurchsichtige Figur des Stiefvaters Robert, der Maren eine Wohnung zur Verfügung stellt, in der er seine Frau Vera über die Jahre hinweg betrogen hat. Robert erzählt Maren seine Geheimnisse. Er kommt sie fortwährend besuchen, bringt Pralinen und Sekt mit, überschreitet Grenzen der Intimität zwischen Vater und Tochter. Wie weit diese Überschreitungen gehen, wissen wir nicht. Eine Ahnung aber schleicht sich ein: Maren schreibt nämlich an einer autobiographischen Kurzgeschichte. Ihr Alter ego heißt Ellen, und diese Ellen ist schwanger von ihrem Stiefvater. So verwischen die verschiedenen Schichten des Buches, und man weiß irgendwann nicht mehr, ob wir der Erzählerin trauen und die Geschichte in der Geschichte als Vexierspiegel betrachten können. Oder uns doch eher an die zweite, die eingelassene literarische Ebene halten sollten. Eva Schmidt hat vor drei Jahren mit ihrem aus Prosaminiaturen zusammengesetzten Roman „Ein langes Jahr“ nach 20-jährigem literarischem Schweigen aufhorchen lassen – mit einem lakonischen, reduzierten Erzählstil. Hieran knüpft sie nun an. Die auf den ersten Blick recht simple Prosa erzeugt einen merkwürdigen Sog ins Zwielichtige, Verschwommene, Vernebelte. Die Frage nach Lüge und Wahrheit, Fiktion und Authentizität hinterlässt bei der Lektüre eine tiefe Verunsicherung. Und ist durchaus faszinierend.

<https://www.swr.de/swr2/literatur/Buchkritik-Eva-Schmidt-Die-untalentierte-Luegnerin,eva-schmidt-die-untalentierte-luegnerin-100.html>



Die Bagage

Monika Helfer

* 18. Oktober 1947 in Au
Vorarlberg

Carl Hanser Verlag 2019.

160 Seiten



Biografie

[hanser-literaturverlage](#)

Monika Helfer, geboren 1947 in Au/Bregenzerwald, lebt als Schriftstellerin mit ihrer Familie in Vorarlberg. Sie hat Romane, Erzählungen und Kinderbücher veröffentlicht, darunter: Kleine Fürstin (1995), Wenn der Bräutigam kommt (1998), Bestien im Frühling (1999), Mein Mörder (1999), Bevor ich schlafen kann (2010), Oskar und Lilli (2011) und Die Bar im Freien (2012). Im Hanser Kinderbuch veröffentlichte sie gemeinsam mit Michael Köhlmeier Rosie und der Urgroßvater (2010). Für ihre Arbeiten wurde sie unter anderem mit dem Robert-Musil-Stipendium, dem Österreichischen Würdigungspreis für Literatur und dem Solothurner Literaturpreis ausgezeichnet. Mit dem Roman Schau mich an, wenn ich mit dir rede (2017) war sie für den Deutschen Buchpreis nominiert.

Rezension aus FALTER 9/2020

Klaus Nüchtern Februar 2020

We Are Family!

An Generationen- und Familienromanen herrscht nun wirklich kein Mangel, jetzt hat auch Monika Helfer einen vorgelegt. Um festzustellen, dass er sich von den meisten anderen unterscheidet, braucht man ihn freilich nicht einmal zu lesen, denn mit 160 Seiten ist „Die Bagage“ ein unüblich schlanker Vertreter dieses doch zum Emboypoint neigenden Genres. Wobei die Autorin nicht als versteckte Strippenzieherin im Schnürboden der Fiktion fungiert, sondern sich schon auf der zweiten Seite als Involvierte zu erkennen gibt. Das zweijährige Mädchen, das in der Eingangsszene beschrieben wird und ins Bett der Eltern krabbelt, „war meine Mutter, Margarete, eine Scheue, die jedes Mal, wenn sie auf ihren Vater traf, sich duckte und nach dem Rock der Mutter schaute“.

Über „Königin Grete“, wie das kleine Mädchen einmal von ihrer älteren Schwester genannt wird, erfahren wir nicht sehr viel – außer dass sie bestimmt keine Königin sein wollte, immer krank war und früh verstarb. Einiges mehr erzählt der Roman über deren Mutter Maria, Frau von, ausgerechnet, Josef und zum Zeitpunkt, da die eigentliche Handlung einsetzt, Mutter von vier Kindern; drei weitere, darunter besagte Grete, sollten noch folgen.

Obwohl die Großmutter Helfers im Zentrum des Buches steht, könnte man sagen, dass die titelgebende „Bagage“ die eigentliche Heldin ist: „Die Bagage“, das sind eben Josef, Maria und ihre heranwachsende Kinderschar, wohnhaft im hintersten Winkel des Dorfes, eine Stunde Gehzeit von der Kirche, am Fuße des Berges, dort, wo der Grund am billigsten ist. Besitz: zwei Kühe und eine Ziege.

Daraus, dass die sporadisch auch als Ich-Erzählerin in Erscheinung tretende Autorin Partei ist, macht sie keinen Hehl. Was hätte, so überlegt sie an einer Stelle, aus ihrem Onkel Lorenz werden können, „wenn er nicht einer von der Bagage gewesen wäre!“ Der kuriose Einsatz des Rufzeichens mag andeuten, dass die Frage nur rhetorisch gemeint war. Und der Umstand, dass Helfer einem ihrer Söhne den Namen Lorenz gegeben hat, spricht für ein gewisses Maß an Bewunderung für den Bruder ihrer Mutter.

Einen makellosen Lebenslauf hat dieser Onkel, aus dem vielleicht viel mehr oder etwas ganz anderes werden können, nicht: „Im Zweiten Krieg war er in Russland gewesen, zu Hause hatte er eine Frau, und dann hatte er in Russland auch eine Frau und ein Kind, die aber hat er verlassen (...). Mit meinem Vater hat er Schach gespielt. Er hasste die Idiotie des Landlebens“.

Die Souveränität dieses im besten Sinne unbekümmert und unzimperlich erzählten Romans besteht in seiner Weigerung, souverän sein zu wollen. Helfer bemüht sich erst gar nicht, Lücken zu füllen, Brüche zu glätten, alles sauber auszupinseln. Nachdem sie nicht dabei gewesen ist, kann die Autorin nicht umhin, Dinge, Dialoge und Details zu erfinden, und sie macht keinen Hehl daraus, dass die Faktenlage immer wieder auch zweifelhaft oder ungeklärt bleibt.

Als Marias Schwangerschaft nicht mehr zu übersehen ist, während ihr im September 1914 eingezogener Ehemann an der Front in Italien kämpft, wird unter den Bewohnern des Dorfes geklatscht, getratscht und über die Identität des Vaters spekuliert. Zweimal war Josef kurz auf Urlaub zuhause gewesen, aber geht sich das aus? Und dann gibt es ja auch noch den Fremden, einen gewissen Georg aus Hannover, der sichtlich Gefallen an Maria gefunden und im Unterschied zu allen anderen Männern, die sich „mittelgroße Chancen“ bei der mit Abstand schönsten Frau des Tales ausrechnen, tatsächlich einen Stein im Brett zu haben scheint. Trotz der Beteuerungen des Bürgermeisters, den Josef damit beauftragt hat, auf seine Frau „aufzupassen“ (quasi: Bock zum Gärtner), dass zwischen den beiden nichts vorgefallen sei, wird Grete das ungeliebte Kind ihres Vaters bleiben.

Die Dörfler zerreißen sich das Maul; der Bürgermeister, ein Büchsenmacher, möchte auch einmal zum Schuss kommen und klagt ein, was man später einen „mercy fuck“ genannt hätte; der Pfarrer drängt Maria penetrant zur Beichte. Über das Gespräch der beiden sei, so heißt es, „viel in unserer Familie spekuliert worden“.

Anekdoten und die verschiedenen davon in Umlauf befindlichen Versionen davon gehören zum Grundbestand dieses im wahrsten Sinne des Wortes vielstimmigen Romans. „Die Bagage“ betreibt ein Stück weit Oral History und ist auch in der Idiomatik immer wieder nahe am Mündlichen und an der Mundart, ohne dass dies je peinlich oder penetrant geriete.

Wichtigste Auskunftsperson ist Tante Kathe, die im Gegensatz zu ihrer Mutter und zu ihrer Schwester ein nachgerade biblisches Alter erreicht. Als die Nichte sich bei ihr erkundigt, ob Opa Josef ganz sicher ihr leiblicher Großvater sei, meint Kathe, dass sie für eine solche Frage „eigentlich eine fangen“ müsse, um dann Auskunft zu erteilen: „Du bist hundertprozentig eine aus der Bagage“.

Die abfällige Bezeichnung wird zum trotzig, aber stolz angeeigneten Ehrentitel, und Helfer scheut sich nicht, die herzerwärmende, aber nie rührselige Geschichte ihrer Großmutter, Tante und Onkeln auch als Heldengeschichte zu erzählen. Der Jüngste der Bagage, der sechsjährige Walter, soll den Pfarrer am Talar gezogen und angeschrien haben: „Du bist ein böser Mensch! Du kommst in die Hölle!“ Und Lorenz, der Zweitälteste, unternimmt in einer bitterkalten und schneereichen Winternacht gleich fünf Raubzüge, im Zuge derer er den Keller im Haus eines Schulfreundes bis auf die letzte Speckschwarze ausräumt, um die eigene Familie vor dem Verhungern zu retten: „Meine Tante Kathe erzählte, ihr Bruder habe irgendwann einmal zu ihr gesagt, wie die Mama ihn an dem Tag damals angesehen habe, etwas Schöneres habe er in seinem ganzen Leben nicht erlebt.“

Literaturreich.de

Petra Reich April 2020

Es beginnt fast wie ein Märchen: am Ende eines finsternen Tals im tiefen Bregenzerwald lebte einmal eine wunderschöne Frau. Diese Frau lebte mit ihrem feschen Mann in großer Armut auf kargem Grund. Die beiden hatten vier Kinder und waren trotz einiger Not eigentlich ganz zufrieden und glücklich. Sie lebten abseits vom Dorf und die Dorfbewohner, besonders die Frauen neideten ihnen ihr Glück und der Frau ihre Schönheit. Da der Mann aber stattlich, stark und fleißig war, ließen sie sie in Ruhe. Dann kam der Große Krieg und der Mann musste fort. Davon erzählt Monika Helfer in ihrem schmalen, aber nachhaltigen Roman „Die Bagage“.

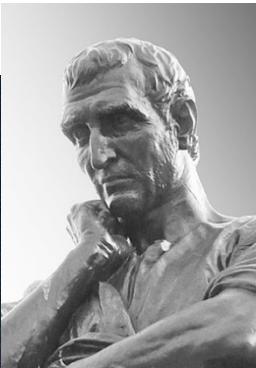
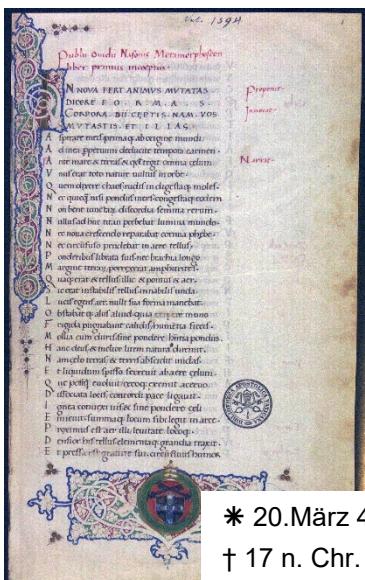
„Bagage“, das ist im Französischen zunächst einmal das Gepäck, die Dinge, die man auf Reisen mit sich führt. Seit dem Dreißigjährigen Krieg wurde der Begriff auch für den Tross bezeichnet, der dem Heer begleitend nachreiste. Ein Teil der „Bagage“ waren damals die Familien der Soldaten. Und für Familienmitglieder wird „Bagage“ auch heute noch verwendet. Zumeist für missliebige.

Auch bei Monika Helfer ist die Bagage die Familie, und zwar ihre eigene, über die sie in ihrer Autofiktion schreibt. Das schöne Paar, das unter so ärmlichen Bedingungen auf einem Hof mit nur zwei Kühen und einer Ziege, ohne fließendes Wasser und Stromversorgung lebt, waren ihre Großeltern Maria und Josef Moosbrugger. Für die Dorfbewohner waren sie die „Bagage“.

[....]

<https://literaturreich.de>

Ovid



* 20. März 43 v. Chr. in Sulmo
 † 17 n. Chr. in Tomis
 250 Einzelsagen

Ovid

Publius Ovidius Naso zählt in der römischen Literaturgeschichte neben Horaz und Vergil zu den drei großen Poeten der klassischen Epoche. Ovid schrieb in einer Frühphase Liebesgedichte, in einer mittleren Phase Sagenzyklen und in einer Spätphase Klagelieder. Ovids gut erhaltenes Werk übte, nachdem es in der Spätantike weniger beachtet worden war, einen immensen Einfluss auf die Dichtung, die bildende Kunst und die Musik des Mittelalters sowie des Barock aus. In der Romantik ging der Einfluss zurück, lebte im späteren 19. Jahrhundert aber wieder auf. Sein Werk hat sich in das kulturelle Gedächtnis der Nachwelt tief eingeprägt; hier ist vor allem sein Hauptwerk, die Metamorphosen, zu nennen.

Metamorphosen

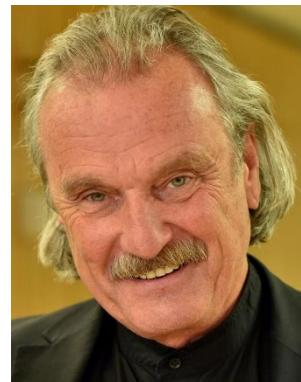
[Wikipedia](#)

Die Metamorphosen (lat. *Metamorphoseon libri*: „Bücher der Verwandlungen“) des römischen Dichters Publius Ovidius Naso, geschrieben vermutlich ab dem Jahr 1 oder 3 n. Chr. bis um 8 n. Chr., sind ein in Hexametern verfasstes mythologisches Gedicht über Metamorphosen (gr. μεταμόρφωσις *metamorphosis*: 'Verwandlung in eine andere Gestalt'). In 15 Büchern zu je etwa 700 bis 900 Versen wird die Geschichte der Welt von ihren Anfängen bis hin zur Gegenwart des Dichters erzählt und in rund 250 Einzelsagen aus der römischen und griechischen Mythologie mit hohem künstlerischen Esprit dargestellt. Von ihrem Erscheinen an sind die Metamorphosen eine der populärsten Mythendichtungen überhaupt und sicherlich die den mittelalterlichen Schriftstellern und Dichtern am besten bekannte. Der Einfluss dieses Werks auf die Literatur nachfolgender Zeiten sowie auf die bildende Kunst des Mittelalters, des Barock bis hin zu der Neuzeit ist enorm.

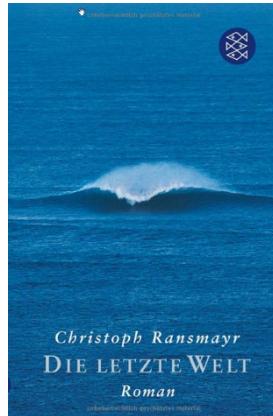
Thematischer Kern ist das in Mythen häufig anzutreffende Verwandlungsmotiv, worin meist ein Mensch oder ein niederer Gott in eine Pflanze, ein Tier oder ein Sternbild (Katasterismos) verwandelt wird. Das Werk beginnt mit einem Proömium, setzt an bei der Entstehung der Welt aus dem Chaos und endet bei der Verwandlung von Caesars Seele in einen Stern, woran noch eine Anrufung an Augustus und ein Epilog anschließt. Die logische Verknüpfung der oftmals thematisch nicht zusammengehörigen Einzelgeschichten erfolgt durch Überleitungen, die meist eine zeitliche, örtliche oder kausale Verknüpfung zwischen den jeweiligen Stoffen herstellen. So kommt es, dass der Übergang von einer Geschichte zur nächsten mitunter beliebig oder gesucht wirkt, sich andernorts aber aus der Handlung selbst ergibt und äußerst kunstvoll erscheint. Grundsätzlich werden dabei sowohl zentrale Geschichten und Figuren der Mythologie behandelt als auch eher abgelegene Mythen. Manche Metamorphosen werden sogar nur ganz knapp angedeutet oder nebenbei erwähnt. Sprachlich zeichnet sich das Gedicht durch ein großes erzählerisches Variationsbestreben und einen hohen künstlerischen Anspruch aus, sodass je nach Thema elegische, epische, tragische, komische oder sogar groteske Töne anklingen können. Aufgrund dieser Mischung aus epischer Form, stofflicher Vielfalt und dichterischer Eleganz werden die Metamorphosen als *Epos sui generis* ('von ganz eigener Art') bezeichnet.

Christoph Ransmayr

Metamorphosen



Die letzte Welt



* 20. März 1954 in Wels
Fischer Verlag 2014 (1988)

[Wikipedia](#)

Christoph Ransmayay

[Wikipedia](#)

Christoph Ransmayr wuchs in Roitham am Traunfall als Sohn eines Volksschullehrers auf. Er besuchte das Stiftsgymnasium der Benediktiner in Lambach und studierte von 1972 bis 1978 Philosophie und Ethnologie in Wien. Danach arbeitete er als Kulturredakteur und Autor für verschiedene Zeitschriften. Seit 1982 ist er freier Schriftsteller, lebt in Wien und West Cork/Irländ.

Sich selbst bezeichnet er als „Halbnomaden“ aufgrund seiner vielen Reisen. Nach dem Erscheinen des Romans *Die letzte Welt* unternahm er ausgedehnte Reisen nach Asien sowie Nord- und Südamerika.

Auch in seinen Werken erzählt er von seiner Lebenshaltung als Tourist und zählt

Ahnungslosigkeit, Sprachlosigkeit, leichtes Gepäck, Neugier oder zumindest die Bereitschaft, über

die Welt nicht bloß zu urteilen, sondern sie zu erfahren zu den Voraussetzungen des Schreibens.

Ransmayr verbindet in seiner Prosa historische Tatsachen mit Fiktionen. Ferner charakteristisch für Ransmayrs Romane sind die Schilderung grenzüberschreitender Erfahrungen sowie die literarische Bearbeitung historischer Ereignisse und deren Verknüpfung oder Brechung mit Momenten aus der Gegenwart.

Die Verbindung von spannenden Handlungen und anspruchsvollen Formen haben vor

allem seinen ersten beiden Romanen viel Lob eingebracht, dies hatte große Aufmerksamkeit in der

Literaturwissenschaft und viele ihm verliehene Literaturpreise zur Folge.

Mit seiner Neuschreibung der Ovidischen Metamorphosen, dem Roman *Die letzte Welt* (1988), erzielte Ransmayr großen internationalen Erfolg. Der Titel seines Romans *Morbus Kitahara* (1995) spielt auf eine Augenkrankheit gleichen Namens an, die eine zunehmende Verengung des

Blickfeldes zur Folge hat. Sie ist Metapher für einen moralischen Defekt, der die Hauptfiguren,

Überlebende des Zweiten Weltkriegs, in einem devastierten Niemandsland befällt.

1997 verfasste Ransmayr als Eröffnungsrede der Salzburger Festspiele die für diesen Anlass

verfasste Kurzgeschichte *Die dritte Luft oder Eine Bühne am Meer*.

2012 hielt er zusammen mit Raoul Schrott die Tübinger Poetik-Dozentur an der Universität Tübingen.

Letzte Welt

[Vera Huber Hausarbeit 1996](#)

Eigentlich sollte dieser Roman gar nie geschrieben werden, denn Hans Magnus Enzensberger wollte von Ransmayr eine ganz andere Arbeit. Enzensberger hatte die Bitte an Ransmayr gerichtet, Ovids Metamorphosen und ihre gebundenen Reime für die „Andere Bibliothek“ in zeitgenössische Prosa zu bringen. Ransmayr versuchte vergeblich, sich mit dieser schwierigen Aufgabe anzufreunden, doch als ihm die Figuren des zwei Jahrtausend alten Werkes in der Gegenwart zu begegnen schienen, er z.B. in einem griechischen Dorf einen Jungen sah, der der arme Battus gewesen sein könnte, war ihm die Idee dessen gekommen, was nun ein Bestseller ist. Drei Jahre lang schrieb Ransmayr mit einem Elias-Canetti-Stipendium an der Letzten Welt [2]

Zum Inhalt

Cotta, Ransmayrs Held, fährt von Rom nach Tomi, um dort den von Kaiser Augustus verbannten römischen Dichter Publius Ovidius Naso aufzuspüren. Es kursiert jedoch das Gerücht, der Dichter sei gestorben. Cotta will dem nun nachgehen und Naso versuchen zu finden. Finden will Cotta auch ein eventuell vorhandenes Manuskript der ovidischen Metamorphosen, deren Original der Dichter aus Fassungslosigkeit über das Verbannungsurteil in Rom verbrannt hat.

Harald Wieser, Spiegel-Autor, schreibt bezüglich der realen Verbannung Ovids

Die Verbannung [...] war für den mondänen Dichter ein Sturz in den Abgrund. Der applausverwöhnte Feingeist [...] brachte seine Tage nun unter Analphabeten [...]zu. [...] Unter den Sitten und dem Anblick der griechisch radebrechenden Bewohner Tomis litt er nicht weniger als unter dem lausigen Klima: „Sie wehren die böse Kälte durch Felle und genähte Hosen ab, und von dem ganzen Körper sieht man nur das Gesicht. Wenn sie den Kopf schütteln, klinnen oft Eiszapfen in ihrem Haar, und der Bart erglänzt weiß, wenn der Frost ihn befällt. Der Wein steht allein, die Form des Gefäßes bewahrend; anstatt ihn in Zügen zu trinken, verzehren sie ihn in Brocken.“

Es beginnt eine lange, vergebliche Suche, die erfolglos bleiben wird. Von den wunderlichen Bewohnern Tomis will ihm niemand Auskunft geben, der alte Pythagoras redet in den Augen Cottas unsinniges Zeug, er schreibt z.B. in einen Stein „Keinem bleibt seine Gestalt“, einen Satz, den er aus den Metamorphosen bewahrt hat. Daraus wird Cotta nicht schlau, aber eben dieser Satz scheint eine unheimliche Gewalt über Tomi und deren Bewohner zu haben, sodass im Laufe des einen Jahres, das Cotta am Schwarzen Meer verbringt, sich die Landschaft, das Meer und das Klima eigenartig verändern, ja sogar Menschen verschwinden und sich in Wölfe, Vögel oder Steine verwandeln. Dies geht so weit, dass Cotta am Schluss selbst verwandelt wird und „die Suche längst in das Gesuchte gemündet ist“.

<https://www.grin.com/document/28370>

<https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-13529956.html>